

SCHRIFTENREIHE DER FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG
BAND II



RUTH WEIE

ENGEL UND KAKERLAK

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Ich	8
Mein Körper = mein Feind ... oder ?	9
Familienkaleidoskop	13
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	15
Schokosplitter	17
Mauern	19
Männer und die weite Welt	22
Amore am Abhang	24
Hinter den Kulissen	25
Ich interviewt Ich	26
Freud und Leid	28
Zu spät	28
Spieglein, Spieglein	30
Sommer	31
Freizeitgestaltung	33
Was will ich mehr?	35
So erlebt man Geschichte	37
Darf's ein bisschen Reise sein?	39
Engel, gibt's die?	43
Der verliebte Kakerlak	44
Die Stiftung und ich	47
Theater, alles Theater	50
Eine Tür steht offen	53
Angst	54
Freund Alkohol	57
Sehnsucht	61
Wunsch und Wirklichkeit	62
Ende in 30 Sekunden	64

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung – Freizeit, Bildung, Beratung
Schädestr. 9-13, 14165 Berlin
Tel. (030) 8 47 1 87-0
Fax (030) 8 47 1 87-23
villadonnersmarck@fdst.de
www.fdst.de

verantwortlich:

Annemarie Kühnen-Hurlin

Redaktion:

Annemarie Kühnen-Hurlin, Josie Stamm, Hilke Dethlefs

Gestaltung:

Enno Hurlin

1. Auflage Februar 2005

VORWORT

Ruth Weies autobiographische Aufzeichnungen zu lesen war für mich ein Schritt in eine Welt, die mir bisher weitgehend unbekannt war.

Ich war und bin immer noch berührt, ich habe gelacht, habe geschmunzelt und ich habe sehr viel nachgedacht.

Ihre Aufzeichnungen sind – abgesehen von dem jeden Leser berührenden persönlichen Schicksal – ein Bild der Zeit vor und nach dem Krieg und ein Bild Berlins vor und nach der Mauer. Sie legen Zeugnis ab vom Leben einer tapferen, humorvollen und klugen Frau.

Ich wünsche diesem Buch viele Leser, alte und junge. Seine Botschaft ist ewig: Mut zum Leben und mehr Zeit zum Leben!

Hilke Dethlefs

ICH

Ich, wer bin ich, was bin ich, wie kam ich zu meinem Ich.

Aus vielen Bausteinen formte sich etwas, das dieses Heft mit Leben, seinem Leben, erfüllen will.

Am 21. Januar 1923 wurde ich geboren und war bereits zu diesem Zeitpunkt anders als andere, ich kam mit einer Behinderung zur Welt, nichts gerade Erstrebenswertes, aber aus der Masse hob ich mich heraus.

Dieses Besonderssein hielt 81 Jahre an, auf ungleich langen Beinen nicht ganz geradem Rücken und mit knallrot gefärbten Haaren – wenn das Massenware ist ...

Ein weiterer wichtiger Punkt in meinem Leben: Ich wollte dazu gehören – nicht bescheiden abseits stehen. Nehmen wir als ersten Baustein die Schule.

Intelligenz – ph – Nebensache. Was mich ziert ist Fleiß, ganz großer Fleiß. Er brachte mir sehr gute Zeugnisse ein und machte mich zu einer der besten Schülerinnen (außer in Mathematik und Geometrie).

MEIN KÖRPER = MEIN FEIND ... ODER ?

21. Januar 1923, 9.00 Uhr. Das Wunschkind von Luise und Ernst Weie hat die schützende Hülle des Mutterleibes verlassen. Ich bin da. Auf die Frage meiner Mutter, ob das Kind gesund sei, wirft die mit den letzten Arbeiten beschäftigte junge Schwester einen flüchtigen Blick auf mich Neugeborenes und sagt: „Ja, ein ganz entzückendes kleines Mädchen.“ Aus dem Krankenhaus entlassen wurde meine Mutter jedoch eine Woche später, mit einem Kind, dessen Hüften ausgelenkt waren. Seltsam.

Die Hüften wurden eingelenkt, wie sich das gehört, mich verpackte man in einen schönen weißen Gips. Die Beine zog man zu diesem Zweck kräftig nach außen in eine Froschbeinstellung und meldete mich der Krüppelfürsorge. Untersuchung auf Untersuchung musste ich über mich ergehen lassen und die Worte meiner Mutter hören: Das Kind ist ganz gesund geboren. Man muss es mir im Krankenhaus fallen gelassen haben. Mit stereotyper Regelmäßigkeit kam vom Arzt der Satz: „Machen wir mal den Trendelenburg.“

Ich stellte mich dazu erst auf das eine, dann auf das andere Bein und am Popo entstand eine typische Falte (wie man mir Jahre später erklärte). Ja, Hüftluxation, bemerkte dann der Arzt. Als ich ein kleines bisschen Verstand hatte, erfasste ich die Tragik des Geschehens. Ich gab künftig den Ärzten die medizinisch richtige

Anamnese. Den gequälten Blick meiner Mutter werde ich nie vergessen. Mögen meine Eltern in Frieden ruhen. Aber ist es eine Schande, ein behindertes Kind zur Welt zu bringen?

Fünf Jahre waren ins Land gegangen, ich stapfte mit meinen kleinen Beinchen tapfer durchs Leben. Eine Routineuntersuchung machte der guten Entwicklung ein jähes Ende. Aufgrund der auseinander gezerrten Beine war im Hüftbereich Gewebe abgestorben. Mich hatte die Perthes'sche Krankheit erwischt. Also raus mit dem alten Zeug; Es folgten drei Operationen, wie sie in späteren Jahren nie wieder ausgeführt wurden. Aber zu meiner Zeit war die Medizin noch nicht so weit. Ich versuche knapp zu schildern: Linkes Bein heraus aus der Pfanne, neue Pfanne oberhalb der alten gebildet, abgestorbenes Gewebe herausgeschnitten, Rest zusammengesetzt und zugenäht. Rechte Seite nur mal mehr mal weniger totes Gewebe abgeschält. Ergebnis: linkes Bein 14cm kürzer als das rechte. Gefiel dem Operateur nicht. Die Küntschersäge war gerade erfunden, aber noch nicht ärztlich anerkannt. Mit dieser Säge schnitt mir Dr. Kreuz 7cm des rechten Oberschenkels heraus.

Die Krankenhauskosten der letzten Operation mussten meine Eltern selber bezahlen. Als ich wieder auf den Beinen stand, war ein Bein 7cm kürzer als das andere. Ausgleich erfolgte von da an durch Erhöhung eines Schuhs.

An den windschiefen Hüften ist seither nichts verän-

dert worden. 70 Jahre führte ich ein Leben, über das zu klagen ich keine Veranlassung habe. Ich war zwar behindert, humpelte und konnte höchstens 2 Stunden hintereinander laufen, aber ich war stets in der Lage, körperlich Unmögliches so zu gestalten, dass ich es bewältigen konnte.

Meinem Schicksal bin ich dafür dankbar.

So brachte ich die Schulzeit, 40 Jahre Arbeitsleben und einen Teil meines Rentnerdaseins guten Mutes hinter mich. Aber dann kam das Alter mit seinen Beschwerden hinzu. Denen konnte ich nicht ausweichen. Den Anfang machte mörderisches Sodbrennen. Dessen Ursache stellte ein Röntgenarzt durch puren Zufall fest: Ich habe ein Loch in der Magenwand, daher der Reflux. Dann meldeten sich die Lungen zu Wort. Ich, die nie im Leben geraucht hat, habe eine Raucherlunge, ungerecht! Meine Kollegen und Kolleginnen rauchten von morgens bis zum Feierabend wie die Schloten und alle Schadstoffe verkrochen sich in meinen Bronchien. Nochmals: Ungerecht!

Von abgenutzten Gelenken will ich gar nicht reden. Da wären noch meine Augen zu erwähnen: Makuladegeneration, grüner Star links, grauer Star rechts. Einen Trost gab mir der Augenarzt bei meinem letzten Besuch: Ganz blind werden Sie nicht.

Der jetzige Zustand reicht mir schon, aber ich weiß, dass meine Sehfähigkeit weiter abnehmen wird. Sie liegt zur Zeit trotz starker, sehr starker Brillengläser bei 29%.

Na fein. Trotzdem fahre ich mit dem elektrischen Rollstuhl durch belebte Straßen, nur etwas langsamer.

Natürlich ist mein Leben durch die Behinderung geprägt. Wäre ich glücklicher oder auch nur zufriedener, wenn ich nicht behindert wäre? Gewiss hätte mein Leben einen anderen Verlauf genommen. Zu meinem Vorteil? Ich weiß es nicht, ich glaube nicht.

Den letzten Streich spielte mir eine 5-stufige Treppe, die mich das Schicksal oder meine Nachlässigkeit im November 2003 herunterfallen ließ. Ergebnis: dreifacher Unterschenkelbruch und völlige Geh- sowie fast totale Stehunsfähigkeit. An deren Beseitigung arbeite ich zwar, aber ob meine Bemühungen zu einer radikalen Besserung führen werden?

„Halt! Ruth Melanie Weie, wie kannst Du es wagen, mein Innerstes, Intimstes, streng Gehütetes fremden Leuten preiszugeben! Habe ich Dir nicht immer treu gedient, meine Bedürfnisse so klein wie möglich gehalten, um dir ein trotz aller Widrigkeiten gutes Leben zu ermöglichen?“

„Körper, ach Körper – und ich dachte, das wäre meiner Selbstdisziplin und meinem Fleiß zuzuschreiben“

„Überschätze dich nicht, mach dich darauf gefasst, dass sich auch deine Seele zu Wort melden wird.“

Beiseite: „Und dabei habe ich noch gar nichts enthüllt.“

FAMILIENKALEIDOSKOP

Vater und Tochter

Mein Vater war ein ruhiger Mensch, trotzdem wohl bestückt mit den Merkmalen des Skorpion geboren. Er hatte unendlich viel gelesen in seinem Leben, das Gelesene gut verarbeitet: Er wusste sehr, sehr viel. Am Abend saßen wir drei um den Tisch und Vater fing an zu erzählen. Er sprach über irgendein Thema, flüssig, mit wohlgesetzten aber nicht übertriebenen Worten. Mutti und ich hörten gebannt zu – und machten stets denselben Fehler. Wir unterbrachen seinen Redefluss mit einer Frage, einer Bemerkung und der Faden war abgeschnitten. Mein Vater klappte den Mund zu und geschlossen blieb er auch, manchmal bis zum nächsten Morgen.

Die Sonntagvormittage, außer denen des Sommers meiner Backfischzeit, sind mir wie ein leuchtendes Mal in das Netzwerk meiner Erinnerungen gegraben. Mein Vater und ich gingen Hand in Hand durch Alt-Berlin. Wir durchstöberten die alten Straßen, die Spreebrücken, die Museen. Über alles wusste mein Vater Bescheid. Ich staunte und ich verehrte ihn.

Bis zum Alter von 5 Jahren kam zu mir der Weihnachtsmann höchstpersönlich. Ich bedauerte nur lebhaft, dass Vati, stets kurz bevor der Weihnachtsmann an die Tür klopfte, etwas zu besorgen hatte. Schließlich bemerkte ich Vatis Schuhe und seine Hosenbeine am –

Weihnachtsmann. Ich ließ mir nichts anmerken, ich spielte die Rolle mit. So ist es geblieben bis jetzt: Wenn ich verzaubert werden will, lasse ich es auch zu. Sei es durch Theater (selbst zu spielen oder als Zuschauer), im Kino, vor dem Fernseher, in Büchern. Für kurze Zeit dem Alltag entfliehen, in eine fremde, meinetwegen auch irrealer Welt zu schlüpfen – ist das nicht schön?

Mutter und Tochter

Ach, wie konnte ich mit meiner Mutter lachen. Wir lachten über den schönsten Witz aber mehr noch über jede kleinste, wichtigste Kleinigkeit.

So etwa ab 14 Jahren wurde ich sonntagnachmittags unleidlich. Meine kluge Mutter musste den häuslichen Frieden retten. Sie sagte nur: „Los, zieh dich an!“ und wir fuhren zu einer der großen Berliner Straßen mit den vielen Schaufenstern. Ich wollte die Waren nicht haben, ich bewahre! Nur mich satt sehen an den glanzvollen Auslagen, an den herrlichen Dekorationen. Kamen wir zu Hause wieder an, war die Welt für mich und damit für meine Eltern, die unter dem Gezicke hatten leiden müssen, zu Ende.

Dass meine Mutter noch so lachen konnte Sie hatte es nicht leicht mit mir, dem behinderten Kind. Sie massierte mich Morgen für Morgen bis ich 20 war, dann konnte ich nicht mehr mit ansehen, wie sie sich quälte.

Jahrzehnte später, Krieg und Diktatur waren ins Land gegangen, ich wohnte längst in Berlin-West, besuchte mich meine Mutter die vier Wochen, die ihr die DDR als Rentnerin gewährte. Es waren schöne, anstrengende Wochen. Übrigens auch mein Vater kam als Ostrentner zu mir, blieb aber nur zwei Wochen.

ICH WEIß NICHT, WAS SOLL ES BEDEUTEN

Wie ein leuchtender Silberfaden streifen bittersüße Gefühle durch die Brust. Die Mundwinkel verziehen sich zum stillen Lächeln, die Augen schließen sich halb, Sehnsucht erfüllt mich. Gedanken, erinnerungsschwer, eilen Jahrzehnte zurück, bleiben ruhen in der Kindheit.

Ein Bild voll Schönheit und Harmonie: ich inmitten einer Kinderschar, neben mir mein erster Freund (ich war 7, er war 10) auf einem Berliner Hinterhof mit kleinem ovalen Gärtchen, voll von Blüten, einem Kastanienbaum. Gleißender Sonnenschein auf schwarzgrauem Kopfsteinpflaster. An der Mauer zum Nebengrundstück ein stinkendes Müll- und Toilettenhäuschen. Es war unser Paradies, in dem wir spielten, spielten, spielten.

Ein Jahr später zogen wir in eine bessere Gegend und bessere Wohnung. Das Schönste an dieser Wohnung war

für mich ein kleiner Balkon, der auf einen engen aber architektonisch interessanten Hinterhof führte. Die Sonne mühte sich vergeblich, ihn zu erreichen. Es machte mir nichts aus. Ich saß wie verzaubert auf diesem Balkon, konnte mich kaum von ihm trennen und beobachtete fasziniert den sich je nach Tageszeit vergrößernden oder sich zurückziehenden dreieckigen Sonnenstreifen an dem gegenüberliegenden turmartigen Treppenhaus.

Mit zunehmendem Erwachsenwerden änderte sich der Ursprung meiner Sehnsucht. Es war Krieg, die Jungs, die Männer an der Front. Und da musste das Foto als Ersatz herhalten, ein Bildnis, das von starker Sehnsucht umhüllt war!

Wie jeder andere ging auch dieser Krieg einmal zu Ende. Bombenterror und Kriegswirren hatten uns alles genommen, was wir uns einst angeschafft hatten. Die Lebensmittelrationen waren kärglich, sie sicherten das Überleben. Da kam schon so manches Mal die Sehnsucht nach einer Scheibe Weißbrot, nach einem Kotelett oder Wurst aus Fleisch und nicht aus Undefinierbarem auf. An schöne Kleidung und später an farblich Zusammenpassendes war überhaupt nicht zu denken.

Als ich die Schule beendet hatte, arbeitete und mein eigenes Geld verdiente, sehnte ich mich danach, eines der fernen Länder nach dem anderen kennen zu lernen. Und was ist jetzt im hohen Alter? Ich habe es noch nicht herausgefunden. Aber das bittersüße Ziehen in der Brust ist da. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

SCHOKOSPLITTER

Eine Tasse nachtschwarzer Kaffee, eine Tafel Schokolade. Und die Welt erstrahlt in rosarot und himmelblau, lässt trübe Gedanken, Sorgen und Leid in dunklen Höhlen verschwinden oder wenigstens so ähnlich ergeht es mir seit längerer Zeit. Keine Angst, die trüben Gedanken kommen wieder. Nichts geht verloren, alles kommt wieder. Es kommen auch die Pfunde an meinem Körper zurück, Gramm für Gramm.

Vor ½ Jahr wog ich 20 Pfund weniger. Kismet.

Es gab andere Zeiten, Zeiten in denen ich mit bescheideneren Mitteln zufrieden war. Ich denke an meine Jahre zwischen 10 und 15 zurück. Hatte ich meine Schularbeiten gemacht, ging meine Mutter oftmals mit mir spazieren. Es war stets der gleiche Weg: von der Markusstraße zur Weberwiese, in das Kaufhaus Jandow, das bald in Hermann Tietz, später in Hertie umbenannt wurde, und noch ein Stück die Frankfurter Allee entlang zum Einheitspreisgeschäft EPA, später Kepa geheißen.

Dann marschierten wir den gleichen Weg zurück. Ich hatte stets meine Mutter untergefasst. So hatte ich Halt und konnte den Spaziergang gut bewältigen. Dieser immer gleiche Gang war schön, aber das Schönste war sein Anfang. Uns schräg gegenüber befand sich ein Konfitüregeschäft. Und in diesem Geschäft gab es gefüllte Schokolade mit dem Namen „Alcosta“ für 35 Pfennig.

Diese 35 Pfennig war meine sparsame Mutter bereit, zu Anbeginn eines jeden Spazierganges zu opfern.

Die Tafel wurde schwesterlich geteilt. Meine Mutter verschlang ihre Hälfte, während ich mir genüsslich Stück für Stück in den Mund schob: *Tempi passati*. Schöne unwiederbringliche Zeiten, von denen ich allein übrig geblieben bin. Die Häuser fielen den Bomben im 2. Weltkrieg zum Opfer, die Alcosta-Schokolade gibt es längst nicht mehr, meine Mutter ist tot, meine damalige körperliche Beweglichkeit hat sich schon lange in totale Rollstuhlabhängigkeit verwandelt.

Der Krieg begann, mit ihm die Zeit der Lebensmittelmarken, auf die es so etwas Unnützes wie Schokolade, die noch dazu nicht in Deutschland wuchs, nicht gab, und die Ersatzmittel Kaffeersatz, Butterersatz, Seifenersatz usw. . Schokolade wurde anfangs durch Zuckerwaren ersetzt. So gab es ab und zu in einem großen Konfitürengeschäft jenseits der Spree pro Person ein kleines Tütchen Zuckerperlen oder ähnliches. Und das mit Anstellen. Mutti und ich stellten uns natürlich an. Ich muss sagen, wir zogen, wenn wir unseren Teil ergattert hatten, fröhlich ab.

Es folgte eine lange Durststrecke. Die Kriegswirren hatten uns in den russisch besetzten Teil Berlins verschlagen. Ich arbeitete seit 1946 als Grenzgängerin im amerikanischen Teil. Dadurch erhielt ich nach der zweiseitigen Währungsreform (Ostmark bzw. DM) einen kleinen Teil Westgeld, also DM. Dafür wurden zusätzliche Lebens-

mittel für uns drei, meinen Vater, meine Mutter und mich gekauft. Für Luxusgüter wie Schokolade blieb nichts übrig.

Als allmählich der wirtschaftliche Aufschwung begann, kauften sich meine im Westen wohnenden Kolleginnen ab und zu eine Tafel Schokolade und gaben mir stets zwei Karos ab. Von diesen kleinen Karos aß ich nur eins, das andere nahm ich meiner Mutter mit. So verfuhr ich längere Zeit, bis ich durch die bissige Bemerkung meiner Tante erfuhr, dass meine Mutter sich Tag für Tag zum Nachmittag ein Stück Kuchen kaufte. Ich lebte im Haushalt meiner Eltern, Kuchen erhielt ich nur sonntags. Das kleine Stückchen Schokolade, mit dem ich meine ganze Tochterliebe ausgedrückt hatte, aß ich von nun an selbst.

MAUERN

Sonntag, 13. August 1961. Ich war seit dem Vortag in Lichtenberg bei meinen Eltern. Zur damaligen Zeit bedurfte es keines Passierscheines mehr, eine Eintragung von Ankunfts- und Abreisetag im Hausbuch genügte, und die Westlerin war gnädig vom Osten aufgenommen.

Mein Vater schlief, meine Mutter und ich saßen beim Frühstück. Wir hatten einander so viel zu erzählen, dass

wir nicht im Entferntesten daran dachten, dass Schwerwiegendes uns erwartete. Mitten im schönsten Geplauder und Gelächter brachte uns die Hauswartsfrau die Kunde von der Errichtung der Mauer – mitten durch und um Berlin. Sie erzählte mit Genuss (ihr war nicht das Glück zuteil, Westgüter von Kindern oder anderen Verwandten geschenkt zu bekommen) von der uns bevorstehenden Trennung durch diese Mauer. Ich wusste, dass sich die DDR einfach wehren musste gegen den Flüchtlingsstrom aus ihrem Arbeiter- und Bauernstaat in den goldenen Westen.

Die unabänderliche Tatsache ließ mich versteinern. Das Gesicht meiner Mutter war auf einmal ganz klein geworden. Wir verbrachten den Tag wie die Sonntage zuvor – äußerlich. Unser Inneres ... , lebte es überhaupt noch? Muss doch wohl. Spät am Abend packte ich meine Sachen, meine Mutter füllte mein Kochgeschirr und begleitete mich zum S-Bahnhof-Friedrichstraße. Dort nahmen wir Abschied, Abschied für wie lange? Wir wussten es nicht. Der Abschied war innig, aber von beiden Seiten beherrscht. Nur meine Blase konnte ich nicht halten. So liefen mir die Tränen eben durch die Hose auf den Bürgersteig. Was machte das schon in einer solchen Situation!

Sommer 1989. Frau Neukirchen-Diem nahm mich mit auf eine Reise Behinderter aus Baden-Württemberg nach Peking. Neben vielem anderen schönen Interessan-

ten ermöglichte man es uns, die große Mauer, die berühmte chinesische Mauer zu sehen und nicht nur das, nein, auch zu erklimmen. Frau Neukirchen-Diem setzte alle ihre Kräfte daran, mich in meinem Rollstuhl die für ein solches Unterfangen eigentlich zu steile Mauer hinaufzuschieben. Der Leiter unserer Reisegruppe musste mithelfen. Ich sollte die erste Rollstuhlfahrerin auf der „großen Mauer“ sein, meine beiden vortrefflichen Helfer schafften dies.

Ich fühlte mich wie ... ich weiß das Gefühl nicht in Worte zu fassen. Es war mächtig, es war einmalig.

Eine dritte Mauer erschütterte mich bis ins Mark: Die Klagemauer in Jerusalem. Ich bin nicht religiös, schon gar nicht mosaischen Glaubens. Die Klagemauer übte auf mich einen „Zauber“ aus; vielleicht verursachten dies auch die vielen vor der Mauer in demütiger Haltung stehenden Menschen, jeder von ihnen Sorgen beladen und voller Hoffnung auf Besserung in irgendeiner Form. Auch ich schrieb meine Wünsche auf Zettel und steckte sie in die Ritzen der Mauer. Nach Jerusalem waren wir auf einer der Reisen der Fürst Donnersmarck-Stiftung gelangt, eine der unvergesslichen Begegnungen mit fremden Ländern.

MÄNNER UND DIE WEITE WELT

Ich sitze auf meiner Terrasse, schaue in den parkähnlichen Garten vor mir, mein Blick streift umher, bleibt eine Weile an den schnell sich verformenden Wolken hängen. Von den anderen zur Seniorenwohnanlage gehörenden Mietern dringt kein Laut, kein Fernseher quakt, kein Radio dröhnt, kein Hund bellt. Ich genieße die Stille, hatte ich doch mehr als 40 Jahre an einer überaus verkehrsreichen Straßenkreuzung gelebt. Ich fühle mich wie im Sanatorium.

Mein in den Jahren zuvor alles andere beherrschender Wunsch zu verreisen, hält sich in Grenzen, verschwindet schließlich fast ganz. Ja, meine Reisen ... es waren durch meine Behinderung „behinderte Reisen“. Wie gern wäre auch ich mit Tornister und Feldflasche losgezogen, um die Welt zu erobern. Ging nicht. Teure Bahnreisen mit der „Touropa“ musste ich mir aussuchen. Dafür nahmen Helfer meinen Koffer flink wie Wiesel zu sich, stützten mich beim Einsteigen in den Zug und was der Annehmlichkeiten mehr war. Mein Gepäck sah ich erst im Hotelzimmer wieder. Wenn das keine, einer Behinderten angemessenen Bequemlichkeiten sind! Dafür sparte ich, dafür blechte ich.

Auf Rundreisen in aller Welt bildete ich mich in der ersten Woche immer weiter, immer weiter. Zwei bis drei Erholungswochen am Meer folgten. Faul im Sand liegen, ab und zu im Meer schwimmen (nur im flachen Wasser,

um nicht zuviel laufen zu müssen). Wie genoss ich meine Reisen! Ich genoss sie auch später, als sich meine Behinderung arg verschlimmert hatte und ich auf die Rundreisen verzichten musste. Ich nahm meinen Rollstuhl mit, ließ mich von Helfern schieben und die Sehenswürdigkeiten der bereisten Länder hinauf- und hinunterkurven. Von wegen, Du kannst nicht laufen und die Welt verschließt ihre Schätze vor Dir. Weit gefehlt. Nur zahlen musst Du. Aber wofür hatte ich denn jahrzehntelang gearbeitet??

Also: ich zahlte und genoss.

In diesem meinem Umzugsjahr zieht mich nichts in die Ferne. Ich labe mich an der Bequemlichkeit, die mir meine Wohnung bietet und dem Grün vor der Terrasse.

Und dabei habe ich nicht all das gesehen, was ich sehen wollte: Peru, arabische Scheichtümer, eine Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn.

Fairerweise muss ich gestehen, dass meine schönsten Reisen die waren, auf denen ich mich unsterblich verliebt hatte. „Liebe auf Zeit“, wie mein Wahlspruch war.

Männer, das ist so eine Sache. Ich bin mehr für geistige Tätigkeiten als für langweilige Hausarbeit geschaffen. Also beschloss ich, ledig zu bleiben, zu arbeiten und zu genießen. Selbstverständlich auch Männer. Aber jeden Mann nur auf Zeit. Das erlaubte mir den Zugriff auf mehr oder weniger schräge Vögel. Auf jeden Fall auf besondere Menschen. Sie mussten jünger als ich und durften nie langweilig sein.

Samy borgte ich Geld, die restlichen ausstehenden Tausender auf die ich lange warten musste, erhielt ich von seinem Arbeitgeber, den ich zufällig kannte, zurück. Sigi borgte sich regelmäßig ein paar Hunderter und zahlte solange pünktlich zurück, bis seine Großmutter in ein Altenheim kam und er keinen Zugriff auf ihre Rente mehr hatte. Wegen ausstehender 500,- DM zeigte ich ihn an und trug dazu bei, dass er in den Knast kam. Heldentat? Na, heute zweifle ich. Die Reihe fortsetzen? Nee, würde zu intim. Die leben ja noch alle.

AMORE AM ABHANG

Was für seltsame Erinnerungen mich plötzlich befallen; ich geh die Treppe zur Berliner U-Bahn hinab. Eine heiße Hand legt sich mir flach auf den Rücken. Ich wende den Kopf und blicke in die erregten, begehrenden Augen einer Frau. Sie merkt, dass ich das falsche Objekt bin. Es blieb nicht die einzige heiße Hand in meinem Leben.

Thailandreise mit Frau Neukirchen-Diem, also der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Mein Haar ist kurz geschnitten, ich trage einen hellen Hosenanzug mit blauen Schleifchen auf den Schultern und vorn. Ich komme mir sehr weiblich vor, aber was rufen mir wieder und wieder die in den offenen Bars auf Freier wartenden

Thai-Frauen zu?: „I love you Sir“. Anfangs erwiderte ich noch verwundert: „I'm a woman“, später amüsierte es mich nur.

Und ein drittes Erlebnis. Ich bin in Marokko. Es ist später Abend, die Zeit, in der man auf die Straße geht und genüsslich promeniert. Ich trage ein schwarzes plissiertes Kleid, eines der „Kofferkleider“, die derzeit in Mode waren, der großen Hitze wegen ohne Ärmel. Junge Frauen, verschleiert, nur Augen und Hände sichtbar kommen mir immer wieder sehr nahe, so nahe, dass ihre Hände meinen Arm streifen und dieser Blick aus großen kohlrabenschwarzen Augen: heiß und begehrllich!

Wie viele Frauenherzen habe ich wohl in meinem Leben geknickt.

HINTER DEN KULISSEN

Wer mich besucht, findet eine Wohnung vor, die gut aufgeräumt aber bewohnt ist. Kennt er mich nur oberflächlich, wird er mich für einen recht ordentlichen Menschen halten. Diese seine gute Meinung zerstäubt in alle Winde, sobald sich eine Schublade, eine Schranktür öffnet. Die Schubladen- und Schrankbewohner starren ihm hilflos, verzweifelt entgegen. Sie möchten heraus aus

ihrer Enge, sich recken und strecken dürfen, Kleider möchten wieder glatt sein. Aber was tue ich, die böse Herrin? Immer noch mehr kaufe ich, immer voller stopfe ich die Behältnisse.

Weh mir, wenn ich etwas suchen muss. In dem Wirrwarr Einzelnes auf Anhieb zu finden, ist dem Geschicktesten nicht möglich. Also gehe ich auf die Pirsch. Ich durchsuche Ort eins, nichts, Ort zwei, nichts, Ort drei auch nichts. Mit der Zeit werde ich nervöser, immer hektischer. Auf dem Höhepunkt meiner verzweifelten Suche durchströmt mich wohlige Ruhe. Ich setze mich, überlege einen Augenblick, wo ich den betreffenden Gegenstand zuletzt hatte, was ich mit ihm gemacht habe und wie durch Zauberkraft weiß ich: Da liegt, steht, hängt, was ich haben wollte. Ein – jetzt gezielter – Griff genügt, und ich halte in der Hand, was sich mir eine Zeit lang verborgen hatte.

ICH INTERVIEWT ICH

„Wie geht es dir jetzt, alt und ausgelaugt wie du bist? Geschenkt hast du dich ja nie, immer nur Geist, Hände, ja selbst deine kaputten Beine bewegen!“

„Sch... , liebes Ich! Fühlst du dich etwa von mir vernachlässigt? Es ging dir gut die vergangenen Jahrzehnte.

Ich wollte nicht die arme Behinderte sein, ich wollte mitspielen im Karussell des Lebens. Es hat uns beiden gut getan, nicht wahr?

Komm, sei ehrlich. Sicher, oft war ich an der Grenze meiner Leistungsfähigkeit, aber wenige Minuten still sitzen, durchatmen und weiter ging es.“

So lebten wir. Ich und Ich bis ... !

Eine Woche vor meinem 80. Geburtstag durchschoss mich ein Gedanke blitzartig, heimtückisch: Nun hast du das Recht dich gehen zu lassen, losgelassen von jeder Alltagshektik zu ruhen, zu rasten, Löcher in die Luft zu starren. Mein Beinbruch setzte diesen dummen Satz in die Tat um, in dem er mich für 3 Monate ins Krankenhaus steckte. Ich kam am 19. Februar 2004 nach Hause und war nicht mehr dieselbe, die am 18. November 2003 ihre Wohnung verlassen hatte.

Keine Angst, das Notwendigste an Körperpflege und Aufräumen mache ich, ich will ja nicht vergammeln. Aber sonst? Ich rücke meinen Rollstuhl vor den Fernseher, stelle eine große Tasse Kaffee auf den Schreibtisch neben mich, eine Tafel Schokolade lege ich daneben und – dann schlafe ich ein. Und das unmögliche Leben hält mich weiter in seinem Bann. Ich will es ändern, will meine alte Tatkräftigkeit wieder aufnehmen – und kann es nicht. Erstarrt an Körper, Geist und Seele fühle ich mich wohl! Ich verstecke mich nicht, hilf mir!“ „Na wie denn. Endlich bist Du vernünftig geworden.“ „Nein! Ich wollte doch nie vernünftig sein.“

FREUD UND LEID

Was überwiegt bei mir? Obwohl mein Leben nicht leicht war, möchte ich der Freude den Vorrang geben. Es bedurfte durchaus nicht des Überschwangs der Gefühle, um mit meiner Welt zufrieden zu sein; die kleinen Freuden waren es, die mich in den Bann zogen, die mich rückschauend auf mein Leben sagen lassen: Es war trotz Verstümmelung, Schmerzen, Beeinträchtigungen im Alltag schön und ich habe das Beste aus den Restbeständen gemacht.

Kein Bombenterror im Zweiten Weltkrieg, kein Leben am Existenzminimum nach dem Krieg, kein Ärger mit Bekannten, Verwandten, im Büro – nichts brachte es fertig, mir für längere Zeit die gute Laune zu nehmen. Unglücklich auf Dauer war ich nie. Glückliches Naturell?

ZU SPÄT

Eine Zeitlang trugen die modebewussten Frauen Stiefel zu Kleidern, sah hübsch aus. Ich musste orthopädische Schuhe tragen und hatte keine Stiefel. Eine lange Zeit nähte ich meine Kleider selbst. Reichlich verrückte

Sachen entstanden, in denen ich mich dann am Montag meinen Kolleginnen präsentierte. Ich war stolz auf meine Schöpfungen, aber was sagten die Kolleginnen? „Schön. Aber wenn Du dazu noch Stiefel an hättest ...“ Das tat weh. In einem extrem kalten Winter gelang es mir, ein Paar Stiefel von der Krankenkasse genehmigt zu bekommen. Ich fühlte mich wie eine Königin, zog am Montag mein neuestes, wieder recht hübsches, selbst entworfenes und -geschneidertes Kleid und vor allem die Stiefel an. Ich erntete verlegene, gequälte Blicke. Erst in diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass man bereits längere Zeit schon keine Stiefel mehr zu feinen Kleidern trug.

Die nachfolgende Begebenheit liegt länger zurück. Ich wohnte damals in Ostberlin und arbeitete im amerikanischen besetzten Teil der Stadt. Wie bekannt, gab es in Berlin zwei Währungen: das viel begehrte Westgeld und das weniger kaufkräftige Ostgeld.

Ich erhielt 90% Ost- und 10% Westgeld. Für das kostbare Westgeld kaufte ich hauptsächlich Lebensmittel für meine Eltern und mich, die es im russisch besetzten Sektor nicht gab.

Ein paar wenige Westmark nur behielt ich zurück. Und diese sparte ich. Ich legte buchstäblich Pfennig auf Pfennig. Wofür? Um mir eine Goldkette in Bandform kaufen zu können. Der Tag, an dem ich das erforderliche Geld zusammen hatte, kam. Ich kaufte die heiß begehrte Kette – und musste feststellen, dass dieser Schmuck nur noch von alten Frauen getragen wird.

SPIEGLEIN, SPIEGLEIN

Wie oft sah ich in den Spiegel, zupfte hier und zupfte dort, schöner wurde ich nicht. Wie hätte das auch angehen können. Die linke Hüfte war durch die Entfernung der alten und Neubildung der rechten Gelenkpfanne flacher als die rechte, am linken Bein fehlten mir sieben, ganze sieben Zentimeter, die mit einem orthopädischen Schuh ausgeglichen werden mussten, einem wortwörtlichen „Klotz am Bein“. Auf meiner Nase vergnügte sich seit dem 11. Lebensjahr eine Brille. Meine Kleidung konnte noch so schön sein, dem Schönheitsideal entsprach ich nie, zumindest äußerlich nicht.

Solange ich arbeitete, also bis zu meinem 60. Lebensjahr, schminkte ich mich ziemlich stark, später bekamen nur noch die Augen und der Mund kräftige Farben. Beinahe hätte ich die Haare vergessen. Meine Naturfarbe ist ein freundliches, langweiliges Muffelbraun. Ich probierte einige dunkle Rottöne aus, um dann Jahr um Jahr bei Tiefschwarz zu bleiben, solange bis die alternde Gesichtshaut und der schwarze Schopf lächerlich aussahen. Wie ich zu meinem Pumuckelrot kam, steht an anderer Stelle.

Schönheit drückt mich also nicht, dafür bin ich abergläubisch. Gibt keinen Sinn? Ach Quatsch, ist doch Teil des Aberglaubens. Die erste Kastanie, die mir im Herbst begegnet, muss ich haben und bis zum nächsten Herbst aufheben. Als ich noch laufen konnte, ging ich in einen

Raum zurück, wenn ich über dessen Schwelle mit dem rechten Fuß gestolpert war. In Brasilien musste ich unbedingt die Nachkommen der Woodoo-Priester aufsuchen. Ob ihr Zauber heutzutage noch irgendeine Bedeutung hat, war mir gleich. Ich ließ mir natürlich ein Amulett schenken und unter Beschwörungsgemurmel umhängen. Ich trug das Amulett lange. Warum ich mir trotzdem den Beinbruch zugezogen habe? Na, wer weiß?

SOMMER

Ende Juli 2004, Sommer im Kalender. Aber wie sieht dieser Sommer hier in Nordostdeutschland aus? Mit dem Thermometer bekommt man Mitleid, wenn man sieht, wie sich die Quecksilbersäule quält, millimeterweise höher zu steigen, der Himmel kleidet sich in Grau, das bei uns Frauen zum Glück aus der Mode gekommen ist, Regen ergießt sich in kurzen megakräftigen Schauern und – und – und alles ist anders als die Sommer meiner Kindheit und Jugend.

Sonntagmorgens bereitete meine Mutter Kartoffelsalat, 3 Koteletts (meins besonders fett, was ich liebte) und eine Thermoskanne mit Malzkaffee. So versorgt und mit einer Decke bewaffnet, fuhren wir aus der Stadt hinaus

ins Grüne, jahrelang nach Rahnsdorf. Ein paar Schritte zum Wald, Decke ausgebreitet und der Sonntag, unser Sonntag, begann. Wir lagerten auf der Decke, aßen, tranken, schliefen oder dösten so vor uns hin, den Blick hoch hinauf in die Baumwipfel schweifen lassend. Meine unruhige Mutter stand irgendwann auf und sammelte Beeren oder Blümchen. Zufrieden mit uns und der Welt fuhren wir abends heim.

Wenn uns Langeweile überwältigte, packten wir unseren Kram zusammen und machten den für mich unvergesslichen Spaziergang durch den Wald zum Bahnhof Wilhelmshagen. Ja, damals konnte ich noch laufen. Der Weg war so schön, dass er mir nichts, aber auch gar nichts ausmachte.

Als der Krieg vorüber war und sich das Leben zu normalisieren begann, fuhr ich an den Sommersonntagen mit einer Kollegin zum Strandbad Wannsee. Irmgard und ich legten uns in den sonnenwarmen Sand. Nicht nur, weil es so schön war, seine Stullen mit sandigen Fingern zu essen, nein, wir wollten braun werden, kaffeebraun wie die Neger. Irmgard erreichte ihr Ziel nach unverschämt kurzer Zeit, bei mir trat der volle Erfolg nicht ein.

Ich fuhr noch lange, nachdem sich die Freundschaft zerschlagen hatte, ins Strandbad. Von der Havel zum S-Bahnhof Nikolassee musste ich meist laufen, nur in den Schulferien fuhr manchmal ein Sonderbus für einen Groschen.

Eines Tages war mir der kienäppelübersäte Weg zu

langweilig und ich sammelte in ein geknüpftes Einkaufsnetz Unmengen der Kiefernzapfen. Diese waren für unseren eisernen Küchenofen wahres Gold: sie brannten wie Zunder und erzeugten eine herrlichen Wärme. Mit diesem prall gefüllten Netz stieg ich in die S-Bahn. Fahrgäste über Fahrgäste kamen dazu – und plötzlich brach ein Geschimpfe um mich herum los, wie ich es nie vor- und nachher erlebt hatte: Meine Kienäppel piekten den Leuten an die Beine, aber mir doch auch! Aus lauter Vorfreude über die Freude, die ich meiner Mutter mit dem Heizmaterial bereiten würde, störten mich die Piekser nicht. Als ich ausstieg, hatte ich einige blutige Schrammen an den Beinen.

FREIZEITGESTALTUNG

Jetzt im Alter frage ich mich: Wo nahm ich die Kraft her, all das im Leben zu bewältigen, was ich „erleben wollte“? So begnügte ich mich beispielsweise während meiner Berufstätigkeit mit vier bis fünf Stunden Schlaf. Mir jetzt unfassbar. Entschuldige, armer Körper, aber versteh doch bitte: Ich wollte Geld verdienen und außerdem leben, vieles erleben, das Leben nicht vor dem Fernseher an mir vorbeirauschen lassen. Und ich schaffte es.

Zweier Helfer bediente ich mich: Kaffee und Schlaftabletten. Hat sich bewährt, bis heute.

Die Lust zu lesen und die Reiselust habe ich von meinem Vater geerbt. Ich habe all die Länder bereist, die er nicht erkunden konnte, weit über den Globus verstreut. Angefangen hat es mit den Kraft-durch-Freude-Reisen (einfach und billig) in den Harz, nach Thüringen und ins Allgäu. In den Nachkriegsjahren, in denen ich den überwiegenden Teil meines Geldes in Ostmark ausbezahlt bekam, verbrachte ich den Urlaub in der Märkischen Schweiz am Scharmützelsee.

1957 begann das eigentliche Reisen. Ich fuhr an die Italienische Riviera nach Finale Ligure und verliebte mich unsterblich in das Land. In den darauf folgenden Jahren durchstreifte ich Italien von Nord nach Süd, von den Gebirgen zu den Seebädern und den unvergleichlich schönen Städten mit ihrem kulturellen Erbe. Inzwischen kann ich sagen, dass ich von Südafrika bis Spitzbergen, von Kalifornien bis China, Indonesien, von New York bis Brasilien fast alles gesehen habe. Gewiss, das Geld ist weg, aber die Erinnerungen an all dies Erlebte, das unendlich vielfältig Fremde kann mir keiner nehmen.

Meine Reisen wurden mit zunehmendem Grad der Behinderung teurer und teurer, denn reiste ich anfangs mit einem kleinen Stock, so wurden es zuletzt Reisen mit Helfern und im Rollstuhl. Die Reise nach Indien und Nepal verschlang beispielsweise etwa 10.000,- DM. Was für eine stolze Summe. Aber das, was ich dafür an Erle-

ben eintauschte, ist unbezahlbar. Ebenso unvergesslich schön waren Fernreisen der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Diese nicht ganz so teuer wie oben.

Während meiner Reisen erfuhr ich eine wundersame Verzauberung, wie ich mich auch im Kino, im Theater, im Konzertsaal gern von der Atmosphäre einfangen lasse.

Jahrzehntelang gaben mir Bücher das Gefühl, der Welt entrückt zu sein. Viel zu früh haben dann meine Augen Einhalt geboten.

WAS WILL ICH MEHR?

Als Kind war ich ganz niedlich, mit der Betonung auf „ganz“ als Verkleinerungsform. Ich wurde älter, aber nicht schöner. Eines Tages erkannte ich: Eine Schönheit wirst du nie! Wäre ja auch kaum möglich gewesen mit dem durch Operationen um 14 cm verkürzten Körper. Ich begann nach Auswegen zu suchen. Ich fand sie auch und kann heute, in der Rückschau, nur sagen: Meine arme Mutter!

Sie nähte meine Kleider, zwar nach den üblichen Grundschnitten, aber nach meinen Anweisungen für Veränderungen. Wie oft musste Mutti trennen und neu nähen, weil ich nicht so aussah, wie ich aussehen wollte.

Durch die Behinderung fiel ich sowieso auf. Warum sollte ich mich nicht mit Kleidung und auch Frisuren aus der Masse stärker herausheben?! Das Sich-Herausheben-Wollen zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben.

Meine Kleidung kaufte ich, nachdem meine Mutter zu alt geworden war, von der Stange. Es kam der „Lange Look“ und es kam meine große Stunde des Selbermachens. Ich ging an einem Freitag ins KaDeWe, kaufte schreiend grünen Stoff, stand am Sonnabend so früh wie immer auf, schnitt zu, setzte mich an die Nähmaschine ... ja und am Sonntagabend war der Hosenanzug fertig. So verbrachte ich meine Wochenenden – außer natürlich im Urlaub – 10 Jahre lang. Ich nähte mir, wie man sich denken kann, reichlich verrückte Sachen. Sachen, die ich mir nie im Leben im Geschäft fertig hätte kaufen können.

Vor ein paar Jahren, bereits im „Greisenalter“ (kommt nicht von mir, steht in alten Büchern) setzte ich dem Gedanken des Herauswagens aus der Masse die Krone auf: Ich lasse mir von diesem Zeitpunkt an die Haare pumuckelrot färben. Gefällt kaum jemandem. Mich macht es fröhlich. Was will ich mehr?

SO ERLEBT MAN GESCHICHTE

Es ist Nacht, die Nacht vom 8. zum 9. November 1989. Ich liege im Bett, der Fernseher ist eingeschaltet. Das Programm interessiert mich nicht. Ich döse vor mich hin, schlafe ab und zu kleine Runden. Das Rad der Geschichte dreht sich an mir vorbei. Auf dem Bildschirm erscheint eine amtliche Person, liest ein Papier vor. Ich höre nicht hin, ich registriere nichts, ich schlafe erneut eine Runde.

Als ich erwachte, quoll der Bildschirm vor aufgewühlten Menschen über, man lachte, man weinte, man umarmte sich. Eine Menschen von Menschen trennende Mauer gab es nicht mehr. Ich weinte und lachte mit den Abbildern der glücklichen Menschen. Zwar waren meine Eltern tot, aber was für ein herrliches, durch keine Mauer begrenztes Leben würde nun beginnen. So dachte ich.

Einige Zeit später zog ich aus, mit meinem Rollstuhl die Stätten meiner Jugendzeit zu erforschen, die ich seit Kriegsende nicht mehr gesehen hatte – ich wollte die neu errichteten Bauten, die umgestalteten Straßenzüge, kurz die Verschandelung meiner Erinnerungen, nicht sehen. Ich fuhr durch den Tiergarten, die Straße des 17. Juni entlang, erreichte das Brandenburger Tor, die Linden, den Alexanderplatz ließ ich hinter mir, um mich meinem damaligen Kiez zu nähern. Wallner-Theater-Straße, Ifflandstraße, Markusstraße, ich fand nichts wieder, sah nur

einheitliche, gesichtslose Wohnhäuser. Ich hatte nichts anderes erwartet, empfand dementsprechend auch keine Enttäuschung. In mein Inneres kehrte Ruhe ein. Erst jetzt konnte ich das Kapitel „Jugend, Krieg, Bombenhagel“ abschließen.

Ich durchquerte die Siedlung, die man dort errichtet hatte, in der ein Haus wie ein Ei dem anderen glich. Plötzlich erblickte ich einen alten Mauerrest, ein altes Straßenschild – darauf „Raupachstraße“.

Wie gebannt blieb ich stehen. Ein Stück meiner Kindheit lag vor mir. Dieses Stück Berlin: Wallner-Theater-, Iffland- und Raupachstraße, in das meine Eltern 1933 zogen, war überwiegend von jüdischen Bürgern bewohnt. Es handelte sich zum größten Teil um vornehme, wohlhabende, gebildete Juden. Wie viel Zeit habe ich in einer dieser Familien zugebracht? Und vor allem, wie habe ich die Gesellschaft dieser Menschen inmitten all ihrer Vornehmheit genossen?

Beim Anblick des alten Straßenschildes kamen mir meine jüdischen Mitschülerinnen in den Sinn, die eines Tages allesamt von der Schule verschwunden waren. Aber das Leben ging weiter.

An einen Spätsommerabend erinnere ich mich. Es dämmerte. Auf dem einzigen Balkon uns schräg gegenüber saß Rebekka, ein stimmbegabtes 14jähriges jüdisches Mädchen und sang, begleitet von ihrer Laute, ein bittersüßes wehmütiges Lied in einer fremden Sprache. Kein anderer Laut war zu hören. Am nächsten Morgen

standen einige Wohnungen leer, das heißt, ihrer Bewohner beraubt.

Doch zurück zu meiner Reise in die Vergangenheit. Ich bewegte meinen Rollstuhl immer weiter ostwärts bis zum Straußberger Platz. Das Kaufhaus, unser Kaufhaus, von Jandow über Tietz zu Hertie gab es noch, unter anderem Namen natürlich. Die Weberwiese, auf der ich als Kind so viele Kuchen gebacken hatte – der Sandkasten war einfach ein Juwel – hatte man mit Wohnhäusern bepflanzt.

Am Straußberger Platz kehrte ich um. Ich musste den ganzen Weg ja wieder zurück – das mit einem so genannten „Selbstfahrer“, einem mit Armkraft betriebenen Rollstuhl. Nach acht Stunden kam ich zu Hause wieder an, körperlich total kaputt, aber glücklich und zufrieden. Ich habe diese Tour nie wiederholt.

DARF'S EIN BISSCHEN REISE SEIN?

5. September 2004. Anstatt fremden Kulturen auf einem fremden Kontinent nachzuspüren, sitze ich selbstvergnügt auf meiner Terrasse. Sonnendurchglühete rote Rosen lachen mich an, gelbe Dahlien sind etwas hochmütiger, die weißen und die gelben Asters halten sich zurück

wie ein scheues Geschwisterpärchen. Und das Grün wuchert, von einem Beschneider im Zaum gehalten, als wolle es in alle Winde schreien: Sommer, geliebter Sommer, geh nicht von uns, noch nicht!

Ich bin in diesem Jahr nicht verreist und werde in den diesem Jahr 2004 verbleibenden Monaten nicht verreisen. Eine total ungewohnte Haltung von mir. War doch das Reisen mein Leben lang, bisher wenigstens, stets die Zeit, in der ich spürte, dass ich lebe. Und abgesehen davon, dass mein Geld für den Umzug, für Umbauten in der neuen Wohnung, für einen langen Klinikaufenthalt verflogen ist: Ich habe nicht mehr das Bedürfnis, alles von der Welt zu sehen, was mir auch nur im Entferntesten möglich ist.

Ich sehe in den Spiegel. Ruth, du wirst alt! Ist es wirklich so unerträglich, alt zu sein? Ich bin voll gestopft mit Erinnerungen. Wie wäre es, wenn ich sie einmal sortieren, mich an ihnen erfreuen würde?!

Meine zweite Italienreise kommt mir in den Sinn: Berlin-Hannover mit dem Zug, Übernachtung, nächster Morgen warten auf den Sonderzug, den „Reisebürozug“ nach Italien. War einigermaßen pünktlich. (Wie warm die Sonne scheinen konnte) um 23.45 Ankunft Station Termini in ROM. Ich hastete wie wild zum Bahnhofsaustritt, und als ich römischen Boden betreten hatte, fing ich an zu heulen wie ein Schlosshund. Ich war in Rom. Unfassbar! So bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele erschüttert war ich nur noch ein einziges Mal: 45 Jahre später, als ich in Indien war.

Meine erste Schiffsreise. Der erste Aufenthalt war auf den Färöer-Inseln. Das Schiff lag auf Reede, wir wurden in kleinen Booten an Land gebracht. Ehe ich mich versah, hatte mich ein Seemann auf den Arm genommen und dem Maat auf dem Boot in die Arme geworfen – über das Wasser hinweg.

Je näher wir Island kamen, um so stürmischer wurden Wind und See. Das Schiff, ein alter italienischer Kasten, tanzte auf den Wellen. Haltestangen waren nicht vorhanden. So krallte ich meine Fingernägel in die Fugen der Holztäfelung. Mit wild klopfendem Herzen in der Hosentasche, aber ohne zu stürzen, langte ich in dem Teil des Schiffes an, in den ich wollte. Nach Verlassen der isländischen Hauptstadt war die See spiegelglatt. Dafür fuhren wir drei Tage durch den dicksten Nebel. Von allen Seiten ertönten Nebelhörner. Ein gespenstischer Warnruf.

Plötzlich rissen die Wolken auf. Die Sonne schien, aber es war kalt im Eismeer. Als ich einmal im Freien an der Reling stand und vor mich hinträumte, bemerkte ich am Horizont zwei oder drei winzige sonnenbeschienene schneeweiße Spitzen. „Land in Sicht“ schrie ich, man kam heraus und bald gebärdeten wir uns trunken vor Freude wie die Seefahrer aus alter Zeit.

Die Spitzen, die dem Namen „Spitzbergen“ alle Ehre machten, kamen näher, wurden größer und entpuppten sich als Gletscher. Wir ankerten in der Magdalenenbucht. Ich zögerte längere Zeit mit dem Landgang. Ich wusste, der konnte mir nicht das bieten, was ich von meinem

Platz auf dem Schiff erlebte, nämlich das Kalben der Gletscher. Immer wieder durchdrang ein Ton die Stille, wie das langsame Zerreißen eines starken Bandes. Ein großer Eisbrocken hatte sich von der Eismasse gelöst. Mit Getöse fiel der Klumpen in die See, Wasser spritzte hoch auf. Übrigens auf Spitzbergen hatten wir bei absoluter Windstille zwei Grad minus, nicht mehr.

Ungeheuer beschwerlich war mir die Rundreise durch die Sowjetunion. Ich konnte ganz gut laufen, aber begrenzt, bitte schön. Und wenn ich eine Reise mit Flugzeughopsen von Stadt zu Stadt buche, denke ich an jedwede Erleichterung. Ja, denkste! Mussten wir Fremden vor der einheimischen Bevölkerung oder sollten die Sowjetbürger vor uns Westgeldträgern geschützt werden – ich hab es nicht rausbekommen. Jedenfalls verlief die Reise dergestalt, dass wir unmittelbar nach Erreichen des jeweiligen Flughafens in einen VIP-Raum gejagt wurden. Und der lag unsäglich viele Stufen hoch oben. Nun ja, unerreichbar für das Volk. Öfter kam es vor, dass unser Flug aufgerufen wurde, nachdem wir die letzte Stufe erklimmen hatten. Was blieb uns übrig? Wir mussten hinunterhasten und hatten noch den langen Weg zum Gate zu bewältigen. Missen möchte ich diese Reise trotz alledem nicht. Moskau mit seinen goldenen Kuppeln, die Sibirische Steppe, der riesige Baikalsee, die Sibirer mit den verschlossenen Gesichtern und dann die lachenden Gesichter der Kirgisen und der muslimischen Völker. Welch ein weites Reich. Was ist geblieben?!

ENGEL, GIBT'S DIE?

Mit Bernd zusammen machte ich Jahre nach der ersten Chinareise eine weitere, in vieler Hinsicht denkwürdige Reise nach China, kreuz und quer durch das Land bis nach Hongkong.

Wir hatten eine ganz normale Rundreise gebucht und selbstverständlich angegeben, dass ich im Rollstuhl sitze. Auf dem Frankfurter Flughafen traf die Gruppe zusammen. Niemand nahm besondere Notiz von meinem Rollstuhl. Der chinesische Reiseleiter ließ sich nichts anmerken. Wie wir später erfuhren, hatte man ihn nicht über mein Handicap informiert.

Die Mitreisenden verhielten sich mir gegenüber anfangs höflich aber ein wenig kühl. Bald war der Bann gebrochen. Gewiss, Bernd half mir, wo er nur konnte, aber kleine, zusätzliche Hilfen brauchte ich vor allem, wenn er sich um den Rollstuhl kümmern musste. Und siehe da: diese zu Anfang so kühlen Menschen um mich herum waren allesamt bereit zu helfen. Wenn ich eine Hand brauchte, wurde sie mir entgegengestreckt. Es ging wie von selbst. Einzelne Mitreisende hatten regelrecht Aufgaben übernommen. Eine herzliche Gemeinschaft entwickelte sich zwischen uns. Längere Strecken schob mich der Reiseleiter Mr. Wang. Dabei plauderten und lachten wir, was das Zeug hält.

Als wir am Ufer des Yang Tse Kiang dabei waren, das

Atelier eines Malers aufzusuchen, kam ein kleiner chinesischer Junge zu mir und bat mich in allerbestem Englisch, mich zu seinem Großvater bringen zu dürfen. Neugierig geworden, ließ ich ihn gewähren. Der Junge brachte mich zu dem Maler, zu dem wir wollten. Der Junge schob mich vor ihn hin, und der Maler verneigte sich vor mir. Er sagte – auch er sprach gut Englisch – wie hoch er die Ehre schätze, die ich seinem Land zuteil werden lasse, indem ich es trotz meiner Einschränkung bereise. Ich hatte Tränen der Rührung in den Augen.

Die Reise ging weiter. Meine Helfer wurden nicht müde, mir beizustehen.

Ja, Engel gibt es!

DER VERLIEBTE KAKERLAK

„Hallo Ruthi, mach endlich Pause und lass mich mal!“ Ich: „Wie bitte? Ach, da ist doch keiner.“ „Doch ich bin einer. Du kennst mich. Ich bin der kleine Kakerlak aus Tunesien, der Dich immer so verliebt angelächelt hat. Du weißt nicht? Schade.“

„Ja, ich kenne dich schon viele Jahre. Damals kamst du mit deinem komischen Ding auf vier Rädern, das du mit den Händen vor- und zurückgeschoben hast – das sah

vielleicht witzig aus! Hi, hi – in das Hotel Zarzis in der Oase Zarzis in Südtunesien. Ich war von Anfang an so verschossen in dich, dass ich dir überall hin folgte. Damit du mich nicht fortscheuchst, habe ich mich immer unter dein Taschentuch gelegt.“ „Igitt!“ „Es war so schön, dich zu beobachten, wenn du nach dem Frühstück mit deinem komischen Ding auf die Promenade am Meer fuhrst, dich in die kühle Morgensonne setztest und es dir ganz offensichtlich wohl ergehen ließest.“

„Von Zeit zu Zeit schautest du auf die beiden Palmen am Ufer, dann sahst du den Wellen zu. Kein anderer Mensch war weit und breit zu sehen. Was du wohl gedacht haben magst?“ „Nichtstun.“

Später legtest du dich auf deine Liege. Ich kroch unter die Auflage. Ich hörte es gern, wenn du dich mit anderen Leuten unterhieltest. Und wenn du dann deine Runden im Thermalbad zogst und dich zum Trocknen pitschnass in eine sonnendurchglühte Ecke des Hotels setztest. Oft bist du durch das Dorf gefahren, weißt du noch? Da war der Markt an bestimmten Tagen, von dem du dich gar nicht trennen konntest. Es gab ja aber auch so viel bunten Kram zu sehen. Die Gewürze in den großen Säcken kitzelten meine Nase, deine scheinbar nicht. Viele männliche Dorfbewohner grüßten dich, was ich nicht so lustig fand. Und dann unterhieltest du dich auch noch mit ihnen, ihr lachtet miteinander und tatet sehr vertraut. Oh, was ich litt!

Dass meine Brüder und Schwestern dich in deinem

Zimmer aufsuchten, musst Du entschuldigen. Sie waren nur neugierig auf meine große Liebe. Leider hast du viele von ihnen erschlagen. Nicht verstanden habe ich, dass du dir jeden Abend die Show des Entertainers mit seinen läppischen Vorführungen ansehen musstest. Es war so kalt nach Sonnenuntergang.

Wenn die Zeit deiner Abreise gekommen war und du den Koffer packtest, wurde ich unendlich traurig. Einige Jahre hintereinander kamst du ja wieder zu meinem Glück. Doch dann bleibst du aus. Du hättest weiter kommen können, wenn auch das Hotel den Besitzer gewechselt hatte.“ „Das verstehst du nicht. Ich weiß, dass das Hotel im großen und ganzen erneuert wurde. Da sagte ich mir: Der alte Charme ist dahin!

Aber hör mal Kakerlak, was du mir da so vermittelt hast, freut mich und streichelt meine Seele. Aber sag mir doch bitte aufrichtig: Wie bist Du nach Berlin, in meine Wohnung gekommen und hast sogar einen Umzug überstanden?“ „Tja, das ist mein Geheimnis. Nimm das Ganze als ein orientalisches Märchen. Du bist doch für okkulte Dinge, wie ich an anderer Stelle in diesem Buch gelesen habe.

Nun leb wohl! Ich werde dich nie wieder belästigen – aber es hat mir unendlich wohl getan, dir meine unerfüllte Liebe einmal, nur einmal im Leben, gestehen zu dürfen. Hab Dank und schreib weiter.“

DIE STIFTUNG UND ICH

Meine Eltern taten alles in ihren Kräften stehende, meine Kindheit auf das Beste zu gestalten. Sie war schön, harmonisch, von Liebe umgeben. Und doch – vollkommen war sie nicht. Meine Eltern waren sich selbst genug. Sie hatten keine Freundschaften, kamen nur hin und wieder mit meiner Tante, der Schwester meiner Mutter, und ihrer Familie zusammen.

Ich hatte stets einen Kreis Gleichaltriger um mich, aber mir fehlte der Umgang mit Erwachsenen. Diesen Mangel spürte ich schmerzvoll mein halbes Leben. Einen Menschen als Freundin bzw. Freund konnte ich mir verschaffen, aber keinen Freundeskreis.

So drückte mich um 1970 meine Einsamkeit wieder einmal mächtig. Als ich die Zeitung durchblätterte, entdeckte ich eine Spalte mit Namen und Telefonnummern von Behindertenverbänden. Eine Nummer nach der anderen erwies sich als untaugliches Objekt: Jugendgruppen, Blinde, Gehörlose, nur geistig Behinderte. Noch eine Nummer. O bitte nicht wieder ein Reinform! Und siehe da: Zwar war auch hier nicht das Richtige für mich, doch man gab mir den Tipp, mich an die Fürst Donnersmarck-Stiftung in Zehlendorf zu wenden. Dieser Rat krepelte mich und mein ganzes Leben um. Dort war ich von Menschen umgeben, noch dazu fast alle wie ich behindert. Ich war Gleiche unter Gleichen.

In der schönen Villa hatte ich meine zweite Heimat gefunden. Dort störte es niemand, wenn ich langsamer als ein Gesunder lief, viele, viele liefen noch viel langsamer. Ich lernte, Behinderung jeglicher Art als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. In der Schädestraße brauchte mein Körper nicht perfekt zu sein. Frau Neukirchen-Diem und ihre Mitarbeiter taten alles, uns das Leben angenehm, fröhlich, schön zu gestalten.

Ich wurde Mitglied einer Gruppe jüngerer Frauen und Männer – das hatte ich mir ausgebeten – und vor allem in der Theatergruppe, der ich heute noch angehöre.

Der Theatergruppe gebührt ein Extrakapitel.

Mit Fleiß, Geschick, Gespür, Liebe zur Sache und was sonst dazu gehört, sorgte Frau Neukirchen-Diem für unser Wohl, das Wohl ihrer „Donnersmärcker“. Wir trafen nicht nur zum Plaudern und Kaffeetrinken zusammen, es gab lehrreiche Seminare und nicht zu vergessen, die vielgeliebten „Kulturellen Wochen“, in denen wir in Theater, Museen usw. gingen und vor allem in der Villa übernachteten. Letzteres war einfach himmlisch. Kamen wir spät abends von einer Veranstaltung zurück, kochte Lilo Tee. Wir, na ja, nicht alle, einige von uns, setzten uns zusammen, tranken den heißen Tee und schwatzten. Wir fühlten uns einfach wohl miteinander. Keinem geschah etwas.

Eines nachts fiel zwar Luise aus dem Bett, aber sie hatte, bevor sie fiel, das Deckbett herunter und sich darauf geworfen. So schlief sie bis zum frühen Morgen

friedlich weiter. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Frau Neukirchen-Diem war telefonisch unterrichtet.

Und die unvergesslichen Reisen! Die kleine Reise nach Wien war ja noch harmlos. Aber dann ging es nach Thailand, nach Leningrad, später, nachdem Frieda Mory das Regime übernommen hatte, an Mosel und Rhein, nach Israel, nach Indonesien, nach Irland, Spanien. Ach, und einige Male waren wir in Bridgend und lernten walliser Gastfreundschaft sowie natürlich Land und Leute kennen.

Nach Frau Neukirchen-Diems Pensionierung wurden Haus und Garten modernisiert. Es war schön, als alles fertig war, aber die alte Heimeligkeit gab es nicht mehr. Nun wehte ein anderer Wind, ein modernerer. War er besser?

In meinem ganzen Leben war ich immer wieder gezwungen, flexibel im Kopf zu bleiben; so konnte ich auch aus der neuen Situation große Vorzüge für mich gewinnen. Es gab von jetzt an viele Seminare. Ich belegte alles, was ich nur irgend gesundheitlich schaffen konnte. Ich denke z.B. an die Schreibwerkstatt, in der ich spielerisch lernte, Lyrik, Poesie und Prosa zu schreiben. Obwohl es nur für die Schublade war – außer einigen Artikeln, die in die WIR-Zeitung kamen – brachte es mir sehr viel.

Nachdem auch Frieda Morys Zeit in der Schädestraße zu Ende war, veränderte man das Innenleben der Villa

aufs Neue. Es bekam teilweise einen ziemlich pompösen Touch. Ich denke da hauptsächlich an das Bistro. Einige Wände bekamen einen Lamellenüberzug, viele Fenster weiße Gardinen. Alles ist hell und freundlich. Der alte, etwas plüschige Charme meiner Anfangszeit in der Schädestraße ist dahin, so wie auch außerhalb der Fürst Donnersmarck-Stiftung die Zeit nicht stehen geblieben ist. Eine neue Zeit scheint mit dem letzten Wechsel in der Leitung angebrochen zu sein. Wenn dann das Haus wieder randvoll mit Personen, vielleicht auch jüngeren, gefüllt ist, stellt sich sicher das momentan etwas verloren gegangene Gefühl der „zweiten Heimat“ wieder ein.

THEATER, ALLES THEATER

Reizwort: Theater. Mit sieben fing es an. Brav an der Hand meiner Eltern und mit stolzeschwellter Brust zog ich viele Sonntagnachmittage in die „Plaza“, ein Theater im Osten Berlins, unserer Wohnung sehr nahe. Dass es einmal zu meinem am längsten währenden und innigsten Hobby gehören würde, selbst auf der Bühne zu stehen – nein, so vermessen war ich nicht. Das Schicksal bescherte mir den Kontakt zur Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Sie war die erste aller Schädestraßengruppen, der ich

angehörte, und ich bin immer noch dabei, inzwischen jedoch nur noch passiv.

Als ich irgendeine Gruppe suchte, brauchte man dringend jemand für die Jungmädchenrolle der Clara in „Pygmalion“. Herr Martin, der mich in der Schädestraße empfang, redete sich den Mund fusselig, um mich zum Mitmachen zu überreden. Ich war doch so schüchtern und da sollte ich auf einer Bühne und vor Publikum spielen? Was für ein abwegiger Gedanke! Letztendlich hat es Herr Martin doch geschafft, mir eine Zusage mit Vorbehalt abzurufen.

Also gut, ich lernte meine kleine Rolle; es kam der Tag, an dem ich als erste auftrat und mit klitzekleinem zitterndem Stimmchen: „Taxi, Taxi!“ rief. Ach, und wie man mich lobte! Erst Jahre später erfuhr ich, wie grauenhaft schlecht ich anfangs war.

Nach und nach spielte ich mich ein. Das Theaterspielen machte mir immer mehr Freude. Wir waren eine kleine Truppe, die, besonders als Heinz Abicht dazu kam, viel Spaß miteinander hatte. Und das, was wir unseren Zuschauern boten, wurde dankbar angenommen. Herr Meissner leitete die Gruppe; nach kleinem Zwischenspiel mit Ersatzleuten kam Bernd Kummer. Er war ja gut, sehr gut für die Theatergruppe, aber dass ich nicht mehr die jungen Mädchen auf der Bühne spielen durfte – ich weiß nicht, das war bitter!

Meine erste Rolle bei Bernd war die der alten Marthe Rull im „Zerbrochenen Krug“.

Wir hatten viel Erfolg mit dem „Krug“, nicht nur hier in Berlin, nein wir gingen damit auf Tournee nach Wales und spielten ihn dort drei Mal auf richtigen Bühnen in Cardiff, in Swansea und einmal im Walliser Kohlenrevier.

Auch als die Alte hatte ich meine Erfolge, vor allem im Rheinsberger Bilderbogen als ungeliebte Ehefrau Friedrichs des Großen. Bei jeder Aufführung durchlebte ich das bedauernswerte Schicksal dieser in die Einsamkeit verbannten, vom Preußenhof Verstoßenen aufs Neue.

Ein Theaterstück folgte auf das andere. Meine beste Leistung war die Mutter in der „Glasmengerie“. Wir spielten zwischendurch Kabarett mit mir als Diseuse. Ich gab die „Potsdamerin“ im Sprachgesang, eine Frau, die nichts sehnlicher wünscht, als aus ihrem vornehmen Käfig auszubrechen. In einem zweiten Beitrag fragte ich das Publikum: „Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben?“ Die Frage hat mir bisher niemand beantwortet, aber auch keiner übel genommen.

Was hatten wir noch einstudiert? „Nebel“, „Geisterkomödie“, „Rheinsberg“, „Ein toller Tag“!

Längst laufe ich nicht mehr auf der Bühne. Bernd hat meine Rollen so zugeschnitten, dass ich auf einem Fleck sitzen bleiben kann. So war es mir bisher immer möglich mitzuspielen, eben auch ohne mich zu bewegen.

Das Theater, die Bühne: ein Märchen, ein Traum, unnützer Ballast? Vielleicht für den einen und den anderen. Aber wie öde und trostlos wäre unser Dasein, hätten wir keine Möglichkeit, unsere Phantasie spielen, uns von

anderen Menschen verzaubern zu lassen, bzw. selbst zu verzaubern, Menschen zum Lachen zu bringen, Menschen in Rührung zu versetzen? Mit wie viel Freude, mit wie viel Herzblut habe ich dazu beigetragen.

EINE TÜR STEHT OFFEN

Tapp, tapp, tapp. Schneller, los, noch ist die Wohnungstür offen. Geschafft. Ich bin drin – und da ist auch Ruth schon und macht sie zu. – Oooch, was für eine Menge Rot auf dem Fußboden, leuchtend rot von der Flurtür bis zur Terrasse. Ich passe gut dazu mit meinem zarten weißen Fell.

Die Wände sind weiß, die Decke ist weiß. Die hellen Möbel machen sich gut dazu. Ich muss mal kratzen. Hi, hi, dem Nachbarn meiner Herrin habe ich neulich ziemlich tiefe Schrammen in die Schrankwand geritzt. Und dabei wollte ich doch nur probieren, wie das Holz ist. Nein, hier ist nichts zu sehen. Alles glatt wie vorher. Ein Glück.

Der kuschelige Teppichboden gefällt mir. Hier möchte ich bleiben. Es wäre ganz lustig, wenn ich mal so über die Porzellane, das Silber, die vielen dicht bei dicht stehenden Bücher streichen könnte. Wie das durcheinander purzeln würde!

Huch, da kommt Ruth. Sie hat mich noch nicht entdeckt. Was für viele Grünpflanzen sie hat. Aber nein, am Fenster keine Gardinen? Und gerade dort kann ich mich so herrlich verstecken.

Miau.

Jetzt habe ich auch diese Wohnung gesehen. Zur Terrasse schlüpfte ich hinaus. Ich komme wieder!

Tapp, tapp, tapp. Im Weiterlaufen denke ich: Wie verschieden doch menschliche Wohnungen aussehen können. Diese hier erscheint mir ganz jung, gar nicht so, wie man sich die Behausung alter Menschen vorstellt.

ANGST

Nachdem ich lesen gelernt hatte, das ging wie im Fluge, erschloss sich mir der wohl gefüllte Bücherschrank meiner Eltern. Ich durfte lesen, was ich wollte. Lediglich einige wenige Seiten im Gesundheitsbuch verbot mir meine Mutter, die Seiten mit Organen, Knochen, Adern, Nerven des Menschen. Mit meinen damals noch lächerlichen unschuldigen sieben Jahren sah ich inmitten des Körpers ein Gewirr von durcheinander laufenden Linien und verschiedenen Klecksen. So angestrengt ich auch nach Verborgenen suchte, ich fand nichts. Was hatte mir

meine Mutter verbieten wollen? Jahre später erriet ich das Rätsel.

Nachdem ich die Fotografien eines Reisebuches von Jack London studiert hatte, machte ich mich an das Lesen eines ganzen Buches. Alles mit sieben Jahren. Ich verschlang „Die letzten Tage von Pompeji“. Nicht mit dem Verstand allein las ich, nein meine ganze Fantasie durchlitt den vernichtenden Ausbruch des Vesuvs und den Untergang von Pompeji. Ich zitterte mit den Figuren des Buches um ihr Leben. So weit, so gut.

Wenn das Kind versteht, was es liest, warum soll es nicht. Hätte ich als Eltern sicher auch gedacht. Was meine Eltern nicht wissen konnten, war, dass meine Fantasie fleißig weiterarbeitete, als das Buch schon längst wieder in Reih und Glied stand. Obwohl ich wusste, dass der Berliner Boden erdbebensicher ist, krallte sich Angst vor Erdbeben in meinem Innern fest und begleitete mich jahrelang. Ohne im geringsten religiös zu sein, betete ich vor jedem für mich wichtigen Ereignis: „Lieber Gott, lass ein Erdbeben erst kommen, wenn der Geburtstag, Weihnachten, ein schöner Ausflug usw. vorbei sind!“

Meine Furcht vor Erdbeben war grenzenlos. War sie eine Vorahnung des sich allmählich anbahnenden 2. Weltkrieges? Im Nachhinein erscheint mir der Gedanke nicht abwegig, zumal ich mit dem Okkultismus auf gutem Fuß stehe und vielleicht nicht unwichtig zu bemerken: Mit Kriegsausbruch verschwand diese Angst. Sie wich einer viel größeren.

Freunde wurden Soldat, kamen an die Front, fielen oder wurden verwundet. Die Fenster mussten verdunkelt werden. Ein äußerst wertvoller Besitz wurde für mich von da an eine Taschenlampe, ohne die ich auf der Straße hilflos war. Lebensmittel und Kleidung waren rationiert. Schulunterricht fand abwechselnd Vor- und Nachmittags statt, letzteres um Heizmaterial auszunutzen.

Ich gewöhnte mich schnell an das karge Leben. Jugend hilft über so vieles hinweg. Über vieles, nicht über alles, nicht über das, was ab 1943 über die Heimat hereinbrach. Ich spreche von dem unmenschlichen Bombenterror. So „bescheiden“ die Angriffe begannen, so grausamer entwickelten sie sich. Immer öfter ertönten die Luftschuttsirenen, man fasste nach bereitstehenden Koffern mit Papieren und vielleicht einigen Wertsachen und suchte so schnell wie möglich den Luftschutzkeller auf. Man setzte sich, ergeben in sein Schicksal, ein Radioapparat gab die neuesten Luftschlagsmeldungen durch. Wir wussten „Starke Verbände über Nienburg/Weser“, das galt uns. Und dann hörte man die Bombeneinschläge, man spürte das Erzittern der Erde. Die Einschläge wurden stärker, sie wurden wieder schwächer. Davongekommen!

Meine Angst vom Alarm bis zur Entwarnung war unmenschlich. Zweimal haben uns die Bomben das Haus, den Besitz genommen. Ich besitze kein Andenken an meine Kindheit und Jugendzeit, aber wie viel grausamer erfasste es meine Eltern, die alles das verloren, was sie

sich in ihrem Leben erworben hatten. Ein Opfer der Flammen wurde der Hausstand.

Ich erlebte den Krieg von Anfang bis Ende in Berlin. Wenn Angst messbar wäre, wie viel hatte ich wohl ertragen müssen?!

FREUND ALKOHOL

Lasst mich eine dunkle Seite meines Lebens enthüllen. Dunkle Seite, was heißt hier „dunkle Seite“? Dies müsste etwas sein, das mich in tiefste Tiefen gestampft hat. Landläufig betrachtet, ist es wohl so, aber wie habe ich diese Zeit erlebt – sie war für mich eine der schönsten meines Lebens. Nicht zu vergessen, das „Danach“ hat mich zu dem Menschen geformt, der ich immer sein wollte.

Es begann, wie so vieles, ganz harmlos. Nach meinem ersten Italienaufenthalt begann ich Italienisch zu lernen. Von acht Stunden Büroarbeit ausgelaugt, benötigte ich eine Aufmunterung. Diese fand ich in Form von jeweils zwei Likör-Ostereiern. So bescheiden fing es an.

Aber das Schicksal nahm bereits seinen Lauf. An Sonnabenden bummelte ich gern so an die vier Stunden durch die Steglitzer Kaufhäuser. Um zu einem derartigen

Gewaltmarsch in der Lage zu sein, musste ich meine Wohnung in wildem Chaos zurücklassen. Fröhlich gestimmt durch all die schönen Waren, die ich gesehen, aber nicht gekauft hatte, kam ich dann am frühen Nachmittag nach Haus.

Einmal passierte es. Ich betrat die unaufgeräumte Wohnung und das chaotische Durcheinander sah mich so feindselig an, dass ich dachte, in den Erdboden versinken zu müssen. Außerdem hatte ich Durst. Ich öffnete eine Flasche Wein, füllte ein großes Wasserglas und stürzte dies wie ein Verschmachtender hinunter. Oh, wie wurde mir ... Ich ließ ein zweites Glas folgen. Hatte ich davor Unordnung gesehen – halb so schlimm. Noch ein drittes Glas, ich wurde müde, legte mich mit dem Gefühl, einen schönen Tag verlebt zu haben, ins Bett und schlief bis zum nächsten Morgen.

Ja, so fing es an, harmlos, direkt unschuldig. Die nächste Stufe begann, als ein junger Kollege zu uns kam, der jeden Mittag eine Flasche Wodka und eine Flasche Cola kaufte und nicht allein trinken wollte. In mir fand er eine willige Kumpanin. Ich trank wacker mit und verrichtete meine Arbeit. Ich stand meinem Kollegen in nichts nach und erfuhr die wundersame Befriedigung, in einer Aktivität endlich einmal nicht behindert zu sein.

Als ich in eine Clique junger Kollegen aufgenommen wurde, deren einziger Feierabendspaß darin bestand, miteinander in einer Kneipe zu sitzen, quoll mein Herz vor

Stolz fast über. Oft übernachteten die Kollegen nach solch alkoholischem Abendspaß in meiner kleinen Einzimmerwohnung auf Sesseln und Teppichen. „Das Nachtlager von Granada“. Zwei schöne Jahre verbrachte ich auf diese Weise. Theater, Konzertsäle, Kino, schöne Kleidung – all dies existierte für mich nicht mehr. Wein und Bier waren längst zu harten Sachen geworden.

Ein weiteres Vierteljahr ging ins Land, das mir nicht mehr so unbeschwert erschien. In den ersten Monaten des Jahres 1977 musste ich mich bereits mehrere Montage krankmelden, so auch am 4. April. In der Stimme meines Vorgesetzten schien eine Drohung zu liegen. Ein Schleier riss vor meinen Augen auf. Ich erkannte: „Du bist Alkoholikerin, du musst da raus!“ Der Alkohol vom Wochenende lähmte meine Knochen, zum Glück aber nicht mein Gehirn. Ich wollte auf Biegen und Brechen eine Entziehungskur im Krankenhaus machen. Mein Hausarzt hatte Urlaub. In meiner Not rief ich Herrn Wegner, Sozialarbeiter in der Fürst Donnersmarck-Stiftung, in der ich seit Jahren bestens bekannt war, an, schilderte ihm meine Not, fand ein offenes Ohr und wurde schließlich mit Irenes, eines Mitglieds des Chors der Stiftung, Auto in die Klinik Havelhöhe gebracht.

Da saß ich nun sieben Wochen freiwillig in der „Psyche“. Ich lernte viel, in dem ich mir zwei Freunde (hintereinander wohlgermerkt) nahm, die gebildet waren und superreiche Erfahrung mit dem Alkohol hatten. Ihre Erfahrungen gaben sie gern an mich weiter, waren aber

nicht in der Lage, sich selbst aus den Krallen der Sucht zu befreien.

Nachdem ich wieder auf die Menschheit losgelassen worden war, begann die schwerste Phase des Entzugs, der Einstieg in das normale Leben, das Leben ohne den allzu freundlichen Helfer Alkohol.

Einen Arbeitsplatz behielt ich zwar, verlor aber meinen früheren Posten, d.h. ich wurde ganz schön heruntergestuft. In der Firma herrschte seit meinem Abmarsch in den Entzug Alkoholverbot. Zwei meiner Kollegen waren wegen ihres Alkoholkonsums entlassen worden. Die Clique bestand nicht mehr.

Langsam, ganz langsam normalisierte sich mein derzeit noch völlig durcheinander gewirbeltes Innenleben, und ich entwickelte mich dank des Erlebten zu einem neuen Menschen, besser gesagt: Nun wurde ich erst ein Mensch, der mühelos aus sich herausgehen konnte. Meinen letzten Tropfen Alkohol trank ich am 4.4.1977. Ich schaffte es, ohne Alkohol ein zufriedenes Leben zu führen, indem ich jedem ohne Ansehen der Person, der mir mit einem Gläschen Wein etwas Gutes tun wollte, sagte: „Danke nein, ich bin Alkoholikerin“.

SEHNSUCHT

Die Abendsonne durchflutet das Zimmer, lässt den roten Teppichboden noch auffälliger die Wohnung beherrschen. Ich sitze gemütlich, ja, gemütlich kann man auch in seinem Rollstuhl sitzen, und genieße. Was? Ja, was ... vielleicht nur das faule Leben. Dort, wo sich mein Sonnengeflecht befindet, beginnt es zu prickeln. Sehnsucht?

Ein großer Sack voller Sehnsüchte liegt mir auf der Seele. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Sehnsucht, tanzen zu können. Zehn, zwölf Tanzschritte, für die meine Kraft reichte, genügten mir nicht. Nein, ich wollte Nächte durchtanzen, so wie es meine Freundinnen machten. Es tat mir weh, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählten. Welche Lust hätte es mir bereitet, Stadt und Land auf einem Fahrrad zu durchstreifen. Statt dessen blickte ich den an mir vorbeisausenden Radlern nur sehnsüchtig nach.

Oder die vielen sehnsuchtsvollen Stunden nachdem wieder einmal eine Liebe zerbrochen war. Das Herz tat weh, der Magen krampfte sich zusammen, der Darm ließ immer lockerer ...

Sehnsucht verursachte auch ein Kunstwerk, eine ganz eigene unbestimmte Sehnsucht nach etwas, das nicht zu benennen war.

Sie gehört zu meinem Leben, die Sehnsucht. Wie öde und langweilig wäre mein Leben ohne sie.

WUNSCH UND WIRKLICHKEIT

„Was wäre wenn ...?“ Wer hat diese Frage noch nie versucht zu lösen. Ich machte keine Ausnahme. Ich füllte diese Frage randvoll mit meinen offenen und geheimen Wünschen an. Als ich die Schule noch besuchte, wollte ich bereits Lehrerin werden. Erst Jahre später wurde mir bewusst, dass es mir schwer fällt, etwas so zu erklären, dass es der andere leicht begreift. Die Erkenntnis kam mir, nachdem ich häufig Nachhilfeunterricht gegeben hatte. Mein Kinderverstand stellte sich die Frage, ob mir der Lehrerinnenberuf unter dieser Voraussetzung Freude gemacht hätte. Er signalisierte mir ein glattes „Nein“. Den Gedanken, dass mein hinkender Gang zum Gespött der Schüler und Schülerinnen werden würde, verdrängte ich.

Der große Bücherschrank meiner Eltern verlockte mich zum Lesen, Lesen, Lesen. Was wollte ich werden? Bibliothekarin. Ich malte mir aus, wie ich, durch keine weiteren Pflichten unterbrochen, später, wenn ich groß genug bin, Buch für Buch würde lesen können. Wie viel nüchterner der Arbeitstag einer Bibliothekarin aussieht, wusste ich als Kind nicht – und hätte ich vielleicht auch nicht geglaubt. Es kam ganz anders. Das erforderliche Studium scheiterte schlichtweg an der Möglichkeit, zur Uni zu gelangen. Wir wohnten sehr verkehrsunünstig. Und tagtäglich mit meinem behinderten Körper größere Umsteigeaktionen durchführen – nein, danke, lieber

begraben wir auch diesen Traum.

„Mädel, geh ins Büro, da verdienst Du immer Dein Geld“ war ein ständig sich wiederholender Spruch meiner Mutter. So ging ich eben resigniert auf die Höhere Handelsschule und anschließend vierzig Jahre ins Büro. Ich hatte mich also für diesen Beruf entschieden und bin nicht schlecht damit gefahren.

Was wäre gewesen, wenn ich statt einer Arbeitsstelle einen Ehemann gesucht hätte? Sorgen und Kümmernisse hätte mir das Leben nicht erspart, sie wären nur anderer Art gewesen. Eine Zeit lang dachte ich es mir schön, einen Ehemann zu haben, mit mindestens meinem Einkommen, weiter arbeiten zu gehen und den Haushalt durch eine Haushaltshilfe erledigen zu lassen. Den Mann, der mit meinem Plan auch einverstanden wäre, suche ich heute noch.

Die feierabendliche Zerstreuung verschaffte ich mir durch mehrere Theater- und Konzertabonnements. Dass ich mehr als 30 Jahre selbst Theater spielen werde (wenn auch nur auf einer internen Bühne) – auch so kann die Wirklichkeit aussehen.

So in meinen besten Jahren, in denen die Arbeit meine Zeit diktierte, sah ich neidvoll auf die älteren, gut gekleideten, wohlbehüteten Damen, in Konditoreien sitzend, Kaffee trinkend, Torte essend, miteinander plaudernd. So wollte auch ich meine Zeit nach der Pensionierung verbringen. Wieder trennen Wunsch und Wirklichkeit Welten.

Diese Konditoreien gibt es kaum mehr, ich ziehe Fernseher, Computer, Spaziergang durch Einkaufszentren dem fantasielosen „Konditern“ vor.

Sind Wünsche jetzt, da das Leben immer schneller an mir vorüberfliegt, meine Tage vielleicht gezählt sind, offen geblieben? Eigentlich nicht. Ich war stets in der Lage, das Beste aus allen Lebenslagen zu machen, das heißt natürlich auch, dass ich manch einen Wunsch wieder fein säuberlich in die Schublade legen und eine andere Lösung meiner Bedürfnisse suchen musste.

ENDE IN 30 SEKUNDEN

Das war's. Die Erinnerungen an mein bisheriges Leben habe ich niedergeschrieben, wie sie mir in den Sinn kamen, bunt durcheinander gewürfelt, wie mein Leben war.

Auch von meinen Gefühlen steht das eine und das andere, offen dargeboten oder zwischen den Zeilen.

Großartiges, Denkwürdiges werde ich in den mir noch verbleibenden Jahren kaum erleben.

War's das?